

Utilitarismus und Populationsethik

Jonas Harney

Dies ist ein Vorabdruck des folgenden Beitrages: Harney, Jonas, „Utilitarismus und Populationsethik“, in *Handbuch Utilitarismus*, herausgegeben von Vuko Andrić und Bernward Gesang, 2025, J.B. Metzler. Dies ist eine Version des Manuskripts vor der Annahme zur Veröffentlichung und hat keine redaktionelle Bearbeitung und Peer-Review durch den Verlag durchlaufen.

Abstract: Die Populationsethik stellt nicht nur Fragen an den Utilitarismus danach, welche die beste oder gebotene Population wäre. Sie wirft auch Fragen darüber auf, wie wir den Utilitarismus verstehen sollten angesichts theoretischer Probleme und unplausibler Implikationen in Fällen mit variablen Populationen – in Fällen, in denen unsere Handlungen nicht nur das Wohlergehen, sondern auch die Identität oder Anzahl der Individuen beeinflussen. Geht es um die Maximierung der Gewinne und Verluste für Individuen? Dann sind wir jedoch mit dem Problem der Nicht-Identität und des Leidens konfrontiert. Oder geht es um die Maximierung des Nutzens selbst, unabhängig davon, ob dieser gut oder schlecht für Individuen ist? Dann behandeln wir Individuen jedoch als bloße Container dessen, was eigentlich zählt. Sind Zwischenpositionen möglich, die dieses scheinbare Dilemma lösen? Dieser Beitrag geht den verschiedenen Möglichkeiten nach, wie die moralische Relevanz von Wohlergehen oder Nutzen im Utilitarismus verstanden werden sollte, und zeigt die Probleme der verschiedenen Positionen auf. Letztlich kann keines der Verständnisse alle Probleme lösen. Deshalb wird die Möglichkeit von pluralen Positionen eröffnet.

Keywords: Utilitarismus, Populationsethik, impersonell, personenbetreffend, Problem der Nicht-Identität, Problem des Leidens, Repugnant Conclusion, Container-Einwand

Wie viele Individuen – seien es Menschen oder auch andere moralisch berücksichtigungswürdige Lebewesen – sollten existieren? Die Antwort des Utilitarismus, so scheint es zunächst, hängt schlicht von der Höhe des Gesamtnutzens ab, der durch die Existenz der Individuen in der Welt erzeugt wird: Es sollte so viele Individuen geben, dass

der Gesamtnutzen maximiert wird. In diesem Sinne behauptet auch Henry Sidgwick, dass wir nach utilitaristischen Prinzipien die Population bis zu dem Punkt erhöhen sollten, an dem das Glück das Maximum erreicht (vgl. Sidgwick 1981 [1907], S. 415–416). Wir hätten folglich eine moralische Pflicht Kinder zu zeugen, solange die Menge an Nutzen, die durch die Existenz eines Kindes in die Welt gebracht wird, höher ist als der dadurch verursachte Verlust an Nutzen für bereits existierende Individuen. Wir sollten so lange weitere Kinder zeugen, wie sich mit jedem zusätzlichen Individuum der Gesamtnutzen erhöht. Und wir sollten auch dafür sorgen, dass unter der genannten Bedingung andere Akteure Kinder zeugen; wir sollten uns für eine Politik engagieren, die die Zeugung von Kindern befördert; und wir sollten die Populationen anderer Lebewesen versuchen zu steigern, wenn das ebenfalls den Gesamtnutzen erhöht. Aus utilitaristischer Sicht könnte die ideale Population dann eine Welt sein, in der sehr viele Individuen existieren, deren Leben sogar kaum noch gut ist, solange nur der Gesamtnutzen überwiegt – eine überbevölkerte Welt, so könnte man meinen. Viele betrachten diese Implikationen als unplausibel.

Angenommen, die Implikationen sind nicht akzeptabel, sollten wir dann den Utilitarismus insgesamt verwerfen? Nicht unbedingt. Jan Narveson (1967 und 1973) hält das Verständnis, wonach es dem Utilitarismus lediglich um die Maximierung des Gesamtnutzens geht, für falsch. Das Problem liege darin, dass es die Maximierung des Nutzens selbst zum Ziel erklärt. Einem richtig verstandenen Utilitarismus hingegen ginge es um Nutzen nur insofern dieser zum Vorteil für Individuen sei. Es ginge nicht darum, glückliche Individuen zu schaffen, sondern darum Individuen glücklich zu machen – bekannt insbesondere durch Narvesons Slogan:

„We are in favor of making people happy, but neutral about making happy people“ (Narveson 1973, S. 80).

Die Populationsethik wirft Fragen darüber auf, wie wir den Utilitarismus verstehen sollten. Der Begriff der Populationsethik bezeichnet deshalb nicht nur das Feld der *angewandten* Ethik, das sich mit Fragen nach der moralisch besten, richtigen, oder gebotenen Population beschäftigt. Er bezeichnet ebenso den Teilbereich der *normativen* oder *theoretischen* Ethik, der sich mit Fällen *variabler Populationen* beschäftigt – das sind die Fälle, in denen unsere

Handlungen nicht nur Einfluss auf den Nutzen (oder das Wohlergehen) der existierenden Individuen haben, sondern auch darauf, welche und wie viele Individuen existieren werden. Deshalb geht es in diesem Beitrag vor allem darum, welche theoretischen Probleme die Ethik variabler Populationen aufwirft und wie der Utilitarismus verstanden werden sollte, um diese Probleme zu lösen.

Dem Utilitarismus geht es darum, das Gute zu maximieren. Diese Formulierung ist uneindeutig. Wie die unterschiedlichen Beiträge dieses Handbuchs eindrücklich zeigen, erlaubt der Utilitarismus eine Reihe von Variationen. Für den Umgang mit variablen Populationen bieten sich insbesondere zwei Möglichkeiten an, die Werttheorie des Utilitarismus zu variieren – die Theorie darüber, wie das zu maximierende Gute verstanden werden sollte. Einerseits kann die Aggregationsfunktion auf unterschiedliche Weise ausbuchstabiert werden. Für die Maximierung des Guten kann nicht nur die *Summe*, sondern auch der *Durchschnitt*, oder Mischformen der beiden, das relevante Kriterium sein. Der Durchschnittsutilitarismus vermeidet einige der unplausiblen Implikationen des Summenutilitarismus, allerdings auf Kosten anderer, weit absurderer Folgerungen. (S. dazu den Beitrag „Summen- und Durchschnittsutilitarismus“, Kap. [X] in diesem Band.) Andererseits kann das Gute selbst und die Begründung dafür, warum etwas gut ist, unterschiedlich verstanden werden. Hierbei geht es nicht in erster Linie um die substanzielle Theorie des Guten, des Nutzens oder des Wohlergehens. Es geht vielmehr darum, wie wir die Struktur und Begründung des Guten verstehen sollten. Um die unterschiedlichen Verständnisse dessen, ihre Implikationen, sowie Vor- und Nachteile wird es in hier im Folgenden gehen.

Der erste Abschnitt beleuchtet den von Narveson favorisierten *personenbetreffenden* Utilitarismus und zeigt seine Schwächen im Umgang mit variablen Populationen auf. Im zweiten Abschnitt geht es um das Gegenmodell – den *impersonellen* Utilitarismus – und die Einwände gegen dieses Verständnis. Im dritten Abschnitt werden so genannte *weite personenbetreffende* und im vierten Abschnitt *absolut personenbetreffende* Verständnisse diskutiert. Der letzte Abschnitt interpretiert die Debatte schließlich als eine darüber, welches Verständnis vom Guten oder von Nutzen das moralisch relevante ist und zeigt beispielhaft die Möglichkeit einer dualen Position auf.

1 Personenbetreffender Utilitarismus und das Problem der Nicht-Identität

Sollten wir den Nutzen in der Welt steigern, weil Nutzen intrinsisch wertvoll ist und wir das, was intrinsisch wertvoll ist, vermehren sollten? Oder sollten wir den Nutzen deshalb vermehren, weil er der Nutzen von Individuen und für diese gut ist? Narveson spricht sich für ein Verständnis des Utilitarismus der zweiten Art aus. Es sei die Art und Weise, wie wir Individuen behandeln sollten, soweit sie zu Wohlergehen fähig sind (vgl. Narveson 1973, S. 72). Dieses Verständnis läge dem klassischen Utilitarismus von Bentham und Mill deutlich näher, weil es niemals bloß um die Maximierung von Nutzen selbst gehe, sondern immer um den größtmöglichen Nutzen der größtmöglichen Zahl (vgl. Narveson 1967, S. 62–63). Narveson versteht das folgendermaßen: Wenn ein Individuum existiert, dann sollte das Individuum so glücklich wie möglich sein; der glücklichen Existenz eines Individuums selbst komme hingegen keine moralische Bedeutung zu.

Narvesons Interpretation des Utilitarismus scheint intuitiv zunächst plausibel. Der Utilitarismus sorgt sich um den Nutzen, sofern er das Wohlergehen von Individuen ist. Also sollte der Nutzen deshalb gesteigert werden, weil es den Individuen Vorteile verschafft oder Verluste für sie vermeidet. In der Rezeption wird diese Idee oft als die personenbetreffende Sichtweise (engl.: *person-affecting view*) bezeichnet. Die dabei wohl einflussreichste Ausbuchstabierung ist die

Personenbetreffenden Bedingung (engl.: *person-affecting restriction*): Ein Zustand ist nur dann besser (oder schlechter) als ein anderer, wenn er besser oder schlechter für jemanden ist.

Wenn wir die Personenbetreffende Bedingung annehmen, so die Idee, dann ist die Vergrößerung einer Population moralisch neutral. Die Zeugung eines Kindes, zum Beispiel, sei nicht besser oder schlechter für dieses Kind. Es wäre lediglich der Fall, dass, wenn das Kind gezeugt wird, es mit einem gewissen Maß an Wohlergehen existiert, und es andernfalls nicht existieren würde. Denn die Existenz eines Individuums kann für dieses Individuum nicht besser sein als seine Nicht-Existenz, weil, hätte das Individuum nicht existiert, es nicht schlechter für dieses Individuum gewesen wäre (vgl. Parfit 1984, S. 488–489; Broome 1993, S. 77; Bykvist 2007). Der Nutzen sollte folglich nicht dadurch maximiert werden, dass die

Anzahl an glücklichen Individuen erhöht wird, sondern lediglich dadurch, dass die existierenden Individuen glücklicher gemacht werden. Wir hätten dann auch keine Pflichten, Kinder zu zeugen oder die Populationen von wohlgerühensfähigen Lebewesen anderweitig zu erhöhen.

An dieser Stelle ist ein kurzer Exkurs über einige Interpretationen der personenbetreffenden Sichtweise angebracht. Denn genau genommen sind es nicht unbedingt nur die bereits existierenden Individuen, denen wir Gewinne und Verluste an Wohlergehen verschaffen können. Welcher Individuen Wohlergehen zählt, wurde auf unterschiedliche Weisen spezifiziert. Es wurde beispielsweise behauptet, dass das Wohlergehen nur der *tatsächlich existierenden* oder nur der *zeitlich vor der Handlung existierenden* Individuen zählt. (Für eine Diskussion dieser unterschiedlichen Varianten siehe bspw. Holtug 2004.) Diese Spezifizierungen passen aus den folgenden Gründen jedoch nicht zur personenbetreffenden Bedingung.

Die Zeugung eines Kindes durch ein Paar – nennen wir sie Ali und Bel – bestimmt, ob dieses Kind jemals in Existenz kommt. Nehmen wir an, dass Bel und Ali ein Kind zeugen. Dann wird dieses Kind tatsächlich existieren. Relativ zu der Handlung ist für das Kind nichts besser oder schlechter, weil es andernfalls nicht existiert hätte. Obwohl das Kind also tatsächlich existiert, ist für dieses Kind nichts besser oder schlechter. Folglich geht es bei der Personenbetreffenden Bedingung nicht darum, dass nur das Wohlergehen tatsächlich existierender Individuen zählen würde.

Alis und Bels Handlung beeinflusst allerdings nicht, so können wir stipulieren, die Existenz eines anderen Kindes, das von einem anderen Paar einige Minuten später gezeugt wird. Obwohl das Kind des zweiten Paares noch nicht existiert, ist dessen Existenz unabhängig von Bels und Alis Handlung. Da es als Konsequenz beider möglichen Handlungsoptionen existiert, kann Bels und Alis Handlung besser oder schlechter für das Kind des zweiten Paares sein. (Das könnte beispielsweise dadurch der Fall sein, dass Alis und Bels Kind eine enge Freundin des Kindes des zweiten Paares wird, die es ohne Bels und Alis Handlung nicht gehabt hätte; somit ist die Zeugung des Kindes durch Bel und Ali besser für das Kind des zweiten Paares.) Folglich kann eine Handlung besser oder schlechter für ein Individuum sein, auch wenn es zum Zeitpunkt der Handlung noch nicht existierte. Und

somit geht es bei der personenbetreffenden Bedingung auch nicht darum, dass nur das Wohlergehen der Individuen zählen würde, die bereits vor der Handlung existierten.

Die plausibelste Ausbuchstabierung im Sinne der personenbetreffenden Bedingung ist, dass das Wohlergehen aller Individuen, die unabhängig von einer bestimmten Handlung existieren, zählt (vgl. bspw. Temkin 2012, S. 417 für dieses Verständnis). Alis und Bels Kind existiert nur abhängig von deren Handlung, das Kind zu zeugen. Das Wohlergehen des Kindes zählt deshalb nach der personenbetreffenden Bedingung nicht, weil bloße Existenz für dieses Kind nicht besser (oder schlechter) sein kann als Nicht-Existenz. Das Wohlergehen des zweiten Kindes zählt für die Bewertung von Alis und Bels Handlung allerdings, weil das zweite Kind unabhängig von deren Handlung existiert und deshalb relativ zu Alis und Bels Handlung Wohlerhengewinne und -verluste haben kann.

Es scheint ein Vorteil der personenbetreffenden Bedingung zu sein, dass sie das Wohlergehen der abhängig von einer Handlung existierenden Individuen für die Bewertung der Handlung ausschließt. Dadurch vermeiden wir, dass der Utilitarismus Zeugungspflichten und andere unplausible Folgerungen impliziert. Allerdings ist eben dieser Ausschluss auch das große Problem der Position. Denn das Wohlergehen zu mindestens einiger abhängig von unseren Handlungen existierender Individuen sollte zählen.

Derek Parfit (1984, Kap. 16) zeigt, dass moralische Positionen, die Nutzen als Wohlerhengewinne und -verluste für Individuen verstehen, mit dem Problem der Nicht-Identität (engl.: *Non-Identity Problem*) konfrontiert sind. Am klarsten ist das in Fällen, in denen es um die Zeugung eines Kindes geht. Nehmen wir an, Ali und Bel möchten ein Kind zeugen. Allerdings hat Ali eine zeitweilige Erkrankung, die dazu führen würde, dass das Kind von regelmäßiger Migräne geplagt wäre. Die Migräne würde beträchtliches Leid für das Kind erzeugen; trotzdem wäre das Leben des Kindes insgesamt gut. Ali und Bel stehen nun vor der Wahl, entweder jetzt das Kind zu zeugen oder erst nach Alis zweimonatiger Behandlung der Erkrankung. Es scheint intuitiv plausibel, dass Ali und Bel mit der Zeugung des Kindes warten sollten. Jedoch kann dies, so Parfit, nicht daran liegen, dass es für das Kind besser wäre. Denn wenn Ali und Bel zwei Monate mit der Zeugung warteten, dann würden sie ein ganz anderes Kind zeugen, da das Kind aus anderen Ei- und Samenzellen

entstehen würde. Bels und Alis Handlung ist folglich für das Kind (genauer: die zwei möglichen Kinder) weder besser noch schlechter. Wenn wir die personenbetreffende Bedingung akzeptieren, könnten wir also nicht sagen, dass es besser wäre, wenn Ali und Bel mit der Zeugung des Kindes warteten.

Das Problem der Nicht-Identität tritt bei all unseren Handlungen auf, die nicht nur das Wohlergehen, sondern auch die Identität von zukünftigen Individuen beeinflussen. Laut Parfit ist das insbesondere auch bei großpolitischen Entscheidungen der Fall, die Einfluss darauf haben, wo Menschen leben und arbeiten werden, bspw. bei Entscheidungen über die Energiepolitik von Staaten (vgl. Parfit 1984, S. 361–364 und 2010). Denn diese Entscheidungen beeinflussen, welche Menschen sich kennen lernen und gemeinsam Kinder zeugen und folglich welche Menschen in Zukunft existieren werden. Parfit illustriert das mit folgender rhetorischer Frage.

„It may help to think about this question: how many of us could truly claim, ‘Even if railways and motor cars had never been invented, I would still have been born?’“ (Parfit 1984, S. 361).

Ein weiteres, weniger beachtetes, aber noch schwerwiegenderes Problem für die personenbetreffende Bedingung können wir das Problem des Leidens (engl.: *Problem of Suffering*) nennen (vgl. Holtug 2010, S. 161). Nehmen wir an, Ali und Bel könnten – sagen wir aufgrund einer genetischen Krankheit – lediglich Kinder bekommen, die ein sehr schlechtes Leben voll von Leid und Qualen hätten. Klarerweise sollten Ali und Bel unter diesen Umständen kein Kind zeugen. Doch auch diese Intuition konfligiert mit der Personenbetreffenden Bedingung. Obwohl das Leben für ein solches Kind schlecht wäre, wäre es nicht schlechter für das Kind als die Alternative; es hätte alternativ gar nicht existiert. Folglich wäre der Zustand, in dem das Kind existiert, nicht schlechter als der Zustand, in dem das Kind nicht existiert. Es würde also aus utilitaristischer Perspektive keinen Grund geben, das Kind nicht zu zeugen. Deshalb, so die überwiegende Meinung, müssen wir die Personenbetreffende Bedingung verwerfen.

2 Impersoneller Utilitarismus, die Repugnant Conclusion, und der Container-Einwand

Eine personenbetreffende Sichtweise, die die Personenbetreffende Bedingung akzeptiert, scheitert, weil sie mit dem Problem der Nicht-Identität und dem Problem des Leidens konfrontiert ist. Parfit behauptet, dass wir auf der Suche nach Theorie X – der Theorie, die mit variablen Populationen erfolgreich umgehen kann – deshalb die personenbetreffende Sichtweise aufgeben müssen:

“[T]his part of morality, the part concerned with beneficence and human well-being, cannot be explained in person-affecting terms. Its fundamental principles will not be concerned with whether our acts will be good or bad for those people whom they affect. Theory X will imply that an effect is bad if it is bad for people. But this will not be why this effect is bad” (Parfit 1984, S. 370–371).

Wir könnten alternativ eine impersonelle Sichtweise akzeptieren, wonach lediglich die Menge an Nutzen zählt; aber nicht deshalb, weil der Nutzen besser für Individuen ist, sondern weil er schlicht gut ist. Eine entsprechende utilitaristische Position wird oft als *Impersonal Total View* bezeichnet.

Impersonelles Summenprinzip: Ein Zustand ist besser als ein anderer, wenn er die größere Summe an Nutzen enthält.

Wir haben bereits zu Beginn dieses Beitrags gesehen, dass eine solche Sichtweise unter gewissen Umständen zu Zeugungs- und ähnlichen Pflichten führt. Solche Pflichten mögen Utilitarist*innen akzeptieren. Parfit zeigt jedoch, dass das impersonelle Summenprinzip zur sogenannten *Repugnant Conclusion* – der abstoßenden Folgerung – führt. Betrachten wir dazu die folgende Abbildung.

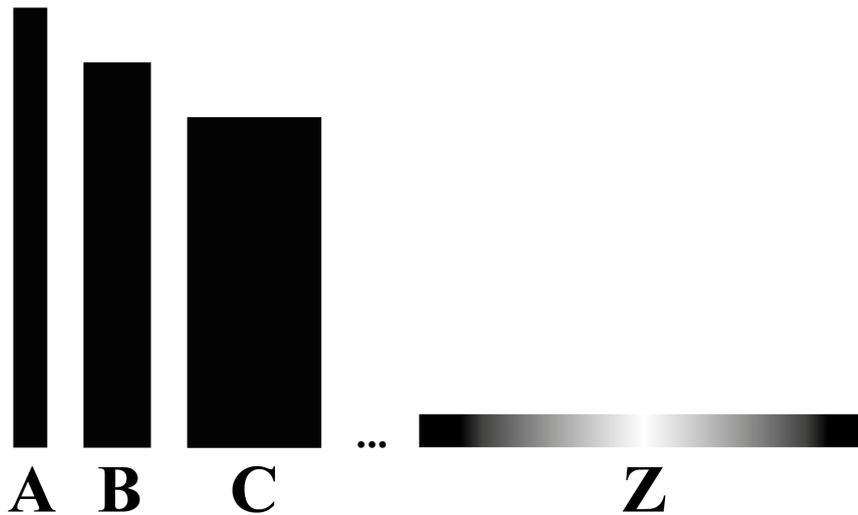


Abbildung 1: Repugnant Conclusion

Die jeweiligen Balken stellen unterschiedliche mögliche Populationen dar. Die Breite eines Balkens illustriert die Anzahl der Individuen innerhalb einer Population und die Höhe die Qualität des Nutzens; die Fläche eines Balkens entspricht dann dem Gesamtnutzen der jeweiligen Population. Laut impersonellem Summenprinzip ist B besser als A. Denn obwohl es den Individuen in B etwas schlechter geht als in A, gibt es in B doppelt so viele Individuen – eine Erhöhung des Nutzens, die den individuellen Verlust mehr als wett macht. Ebenso ist C besser als B. Denn wiederum ist die Anzahl an Individuen doppelt so hoch und der Gewinn an Nutzen durch diese zusätzlichen Individuen überwiegt den Verlust pro Individuum. Da sich die Populationen jeweils verdoppeln bei nur geringem Verlust an durchschnittlichem Nutzen, ist auch D besser als C, E besser als D, ..., und Z besser als Y. Davon ausgehend, dass „besser als“ transitiv ist (das heißt: für alle Zustände *A*, *B*, *C* gilt: wenn *B* besser ist als *A* und *C* besser ist als *B*, dann ist *C* besser als *A*), folgt daraus, dass Z besser als A ist. Allgemeiner: Für jede Population, in der alle Individuen ein sehr gutes Leben führen, gibt es eine viel größere Population, die besser ist, obwohl alle Individuen ein Leben führen, das nur gerade so wert ist, gelebt zu werden (vgl. Parfit 1984, S. 388). Doch das scheint eine inakzeptable, geradezu abstoßende Folgerung – *die Repugnant Conclusion*. Allerdings wurde in den letzten Jahren zunehmend bezweifelt, dass die Repugnant Conclusion tatsächlich absurd ist. (Für eine genauere Ausbuchstabierung der Repugnant

Conclusion und der entsprechenden Einwände gegen die Absurdität dieser s. den Beitrag „Summen- und Durchschnittsutilitarismus“, Kap. [X] in diesem Band.)

Das impersonelle Summenprinzip mit einem weiteren Einwand konfrontiert – dem so genannten Container Einwand. Das impersonelle Summenprinzip, so der Vorwurf, behandelt Individuen als bloße Behälter oder Container dessen, was wertvoll ist (vgl. Parfit 1984, S. 393). Individuen käme dann selbst kein moralischer Wert zu, sondern lediglich insofern sie ein Habitat für das bieten, was angeblich wirklich zählt: die bloße Maximierung an Nutzen (vgl. Chappell 2015, S. 4). Eine impersonelle Sichtweise kümmere sich lediglich um eine abstrakte Form des Guten und zeige keine adäquate Rücksicht für die Individuen (vgl. Bader 2022, S. 254). Und wenn Nutzen von Windmühlen produziert werden könnte oder freischwebend wäre, dann könnten wir aus moralischer Sicht völlig auf Individuen verzichten (vgl. Temkin 2012, S. 412–413). Dies wird auch dadurch ersichtlich, dass die Individuen im impersonellen Summenprinzip überhaupt nicht erwähnt werden. Eine solche Sichtweise ist für viele intuitiv völlig abwegig.

Das impersonelle Summenprinzip scheint die moralische Begründungsrichtung falsch herum aufzuziehen. Es ist nicht so, als wären Individuen nur deshalb moralisch berücksichtigungswürdig, weil in erster Linie Nutzen selbst moralisch wertvoll wäre und sie geeignete Container für Nutzen wären. Stattdessen ist Nutzen moralisch wertvoll, gerade *weil* Nutzen gut für Individuen ist. Der Container-Einwand drängt uns deshalb wieder in Richtung der personenbetreffenden Sichtweise.

3 Weite personenbetreffende Sichtweisen

Die Personenbetreffende Bedingung führt zum Problem der Nicht-Identität und des Leidens; das impersonelle Summenprinzip zur *Repugnant Conclusion* und dem Container Einwand. Es scheint als stünden wir vor einem theoretischen Dilemma. Entweder geht es im Utilitarismus um die Maximierung der individuellen Gewinne gegenüber den individuellen Verlusten. Aber dann zählt der Nutzen der abhängig von unseren Handlungen existierenden Individuen nicht. Oder es geht um die Maximierung von Nutzen selbst, aber dann wäre die moralisch beste Welt wohlmöglich extrem überbevölkert und wir würden Individuen als bloße Container von Nutzen behandeln.

Eine Möglichkeit dem Dilemma zu entkommen, ist die Personenbetreffende Bedingung aufzuweichen – Positionen, die manchmal als *weite* personenbetreffende Sichtweisen (engl.: *wide person-affecting views*) bezeichnet werden. (Achtung: Parfits (1984, S. 396–397 und 2017) Begriff weiter personenbetreffender Sichtweisen unterscheidet sich von diesen; s. dazu Abschn. 4.) Dabei gilt es zwei Varianten zu unterscheiden.

Die erste Möglichkeit besteht darin, die Behauptung abzulehnen, dass Existenz für Individuen nicht besser (oder schlechter) sein könne als Nicht-Existenz (vgl. Holtug 1999, S. 22–25, 2001 und 2010: Kap. 5; Arrhenius/Rabinowicz 2015). Wenn Existenz für ein Individuum besser (oder schlechter) sein kann als Nicht-Existenz, dann ist die Personenbetreffende Bedingung kompatibel mit den Intuitionen, die dem Problem der Nicht-Existenz und dem Problem des Leidens zu Grunde liegen. Ali und Bel sollten dann mit der Zeugung ihres Kindes warten, weil das Kind, das sie bekämen, wenn sie warteten, einen höheren Gewinn vom in-Existenz-Kommen hätte als das Kind, das sie bekämen, wenn sie sofort ein Kind zeugten. Auch würde ein Kind mit miserabilem Leben einen signifikanten Wohlergehensverlust haben, wenn es in Existenz käme. Folglich würde die Existenz dieses Kindes den Gesamtnutzen, verstanden als Summe individueller Gewinne gegenüber individuellen Verlusten, verringern.

Ein Problem dieser Lösung ist, dass sie ebenfalls die *Repugnant Conclusion* impliziert. Der Nutzen der jeweils zusätzlichen Individuen im Schritt von A zu B, von B zu C, usw. in Abb. 1 stellt einen Gewinn für diese Individuen dar und zählt deshalb für die Güte der jeweiligen Zustände. Die große Anzahl kleiner Gewinne der zusätzlichen Individuen in Z im Vergleich zu A überwiegt dann wieder die Verluste der vergleichsweise wenigen Individuen, die in A existiert hätten. Folglich wäre Z besser als A. (Vgl. Holtug 2010: 245–246.) Trotzdem hat die besprochene Lösung immerhin den Vorteil gegenüber dem impersonellen Summenprinzip, dass es den Container-Einwand umgeht.

Allerdings ist die Behauptung, dass Existenz für Individuen besser (oder schlechter) sein kann als deren Nicht-Existenz mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert. Die zwei Wichtigsten sollen hier kurz genannt werden. Erstens müssen Vertreter*innen der Behauptung entweder begründen, warum die Relation ‚ x ist besser für ein Individuum als y ‘ auch dann gilt, wenn das Individuum, und somit eines der Relata der Relation, nicht

existiert (vgl. Broome 1993, S. 77 und 1999, S. 168; Bykvist 2007). Oder sie müssen die Gültigkeit der Behauptung auf die Zustände begrenzen, in denen das Individuum existiert. (Für diese Position s. Holtug 1999, S. 22–25, 2001 und 2010, Kap. 5; Arrhenius/Rabinowicz 2015.) Letzteres führt allerdings dazu, dass die Gewinne oder Verluste für ein Individuum, das in Existenz kommen könnte, und damit auch die Bewertung der Zustände davon abhängt, ob das Individuum tatsächlich in Existenz gebracht wird, also welche Handlung ausgeführt wird. Und es erzeugt in bestimmten Fällen genuine moralische Dilemmata (vgl. Bykvist 2007, S. 250–253).

Vertreter*innen der Behauptung, dass Existenz für Individuen besser (oder schlechter) sein kann als Nicht-Existenz müssen zweitens erklären, warum Nicht-Existenz für die Individuen neutralen Nutzen haben kann anstatt überhaupt keinen Nutzen (so behauptet von Roberts 2003, S. 174–179; Holtug 2010, S. 138–142; Fleurbaey/Voorhoeve 2015: 100). Damit ein Individuum neutralen Nutzen haben kann, scheint es als müssten sie behaupten, dass ein Individuum existiert, das die Eigenschaft hat, neutralen Nutzen zu haben. Die plausiblere Analyse der Nicht-Existenz eines Individuums scheint es jedoch zu sein, dass es nicht der Fall ist, dass ein Individuum existiert. Aus diesen Gründen ist der Weg, die Behauptung zurückzuweisen, dass Existenz für Individuen nicht besser (oder schlechter) sein kann als Nicht-Existenz, wenn auch nicht völlig aussichtslos so doch zumindest mit gewichtigen theoretischen Kosten verbunden.

Die zweite Möglichkeit auf das Problem der Nicht-Identität zu reagieren, zeichnet sich dadurch aus, dass Nutzengewinne und -verluste nicht nur durch *intrapersonellen*, sondern auch durch *interpersonellen* Vergleich eines Individuums mit dessen Gegenstück (engl.: *counterpart*) im alternativen Zustand erlangt werden können. Eine Strategie dafür ist es, anzunehmen, dass die Identität der Individuen nicht zählt bzw. dass Permutationen der Individuen in den zu vergleichenden Zuständen keinen Einfluss auf die Güte dieser Zustände haben; die Güte von Zuständen wäre invariant gegenüber Permutationen (vgl. Bader 2022, S. 262). (Für einen Vorschlag, der beide weite personenbetreffende Strategien vereint, s. Meacham 2012.) Diesem Verständnis nach ist es deshalb besser, wenn Bel und Ali mit der Zeugung ihres Kindes warten, weil es sozusagen interpersonell besser für das Kind ist. Dass das Warten die Identität des Kindes ändert, spielt keine Rolle.

Es ist jedoch fraglich, ob die Lösung noch mit den personenbetreffenden Intuitionen vereinbar ist, mit denen wir gestartet sind. Wenn es uns darum geht, welche Gewinne und Verluste bestimmte Individuen haben, dann ist nicht zu sehen, warum wir annehmen sollten, dass Permutationen von Individuen die Güte der Zustände nicht verändert. Zwar könnte man einwenden, dass der Utilitarismus sowieso impliziert, dass Individuen ohne eine Änderung der Güte innerhalb eines Zustands permutiert werden können. Allerdings impliziert die Aufsummierung der individuellen Gewinne und Verluste im Utilitarismus lediglich eine schwache Form der Invarianz von Permutationen, nach der nur innerhalb eines Zustandes die existierenden Individuen permutiert werden können, ohne dass sich die Güte des Zustands ändert. Für die hier diskutierte Lösung des Problems der Nicht-Identität bedarf es jedoch einer stärkeren Variante, wonach die Individuen auch mit Individuen permutiert werden können, die lediglich in den verglichenen alternativen Zuständen existieren. (Für den Unterschied s. Bader 2022, Fn. 16.) Neben dem Zweck, das Problem der Nicht-Identität zu lösen, ist jedoch kein weiterer Grund erkennbar, warum diese starke Variante akzeptiert werden sollte.

Darüber hinaus kann der Vorschlag das Problem des Leidens nicht lösen. Denn wenn es lediglich darum geht, ob ein Individuum in Existenz kommt oder nicht, dann gibt es in der Alternative kein Gegenstück zu dem Individuum. Folglich gibt es auch keinen Gewinn oder Verlust, der zählen würde. Wenn Bel und Ali also nur die Wahl haben, ein Kind mit einem leidvollen Leben oder aber kein Kind zu bekommen, dann zählt das Leid des Kindes, wenn sie es bekämen, gemäß dem diskutierten Vorschlag nicht. Das Leid stellt keinen Verlust dar, weil es kein Individuum gibt, im Vergleich zu dem das Leid als Verlust zählen würde. Ralf Bader (2022, S. 263–264) behauptet sogar, dass Zustände mit einer unterschiedlichen Anzahl an Individuen gar nicht verglichen werden könnten. Dann könnten wir jedoch nicht sagen, welcher Zustand besser oder schlechter ist, und der Utilitarismus könnte keine moralischen Aussagen über solche Fälle treffen. Auch der Versuch einer weiten personenbetreffenden Sichtweise über die Invarianz von Permutationen ist also mit hohen theoretischen Kosten verbunden und löst darüber hinaus nicht das Problem des Leidens.

4 Absolut personenbetreffende Sichtweisen

Es gibt eine weitere Möglichkeit, die personenbetreffende Sichtweise auszubuchstabieren. Unglücklicherweise wird auch diese manchmal *weite* personenbetreffende Sichtweise genannt. Aufgrund ihrer Idee sollten wir sie jedoch besser als *absolut* personenbetreffende Sichtweisen bezeichnen: Die relevante Bedingung dafür, dass ein Zustand besser oder schlechter sein kann als ein anderer, ist nicht, dass er *besser* oder *schlechter* für jemanden sein muss; die Bedingung ist lediglich, dass er *gut* oder *schlecht* für jemanden sein muss (vgl. Parfit 1984: 396–397 und 2017: 137). Es ist nicht der *komparative* Wert, den ein Zustand für ein Individuum hat, das diesen Zustand besser oder schlechter im Vergleich zu einer Alternative machen würde, sondern der *absolute* Wert für das Individuum. Eine ähnliche Idee findet sich häufig auch unter dem Begriff des absoluten oder existentiellen – im Gegensatz zum komparativen oder normalen – Vorteils und Schadens (engl.: *absolute and existential vs. comparative and ordinary benefits and harms*) (vgl. McMahan 1981: 105 und 2013: 6–7; Harman 2004; Bykvist 2007).

Eine absolut personenbetreffende Sichtweise umgeht einerseits den Container-Einwand, denn Nutzen ist nur deshalb moralisch relevant, weil er gut oder schlecht *für Individuen* ist. Andererseits löst sie sowohl das Problem der Nicht-Identität als auch das Problem des Leidens. Warum sollten Bel und Ali mit der Zeugung des Kindes warten bzw. warum wäre es besser, wenn sie warteten? Ihrem Kind, das sie zeugten, solange Ali erkrankt ist, würde es gut gehen. Allerdings würde es diesem Kind *weniger* gut gehen als dem Kind, das sie bekämen, wenn sie bis zum Abschluss von Alis Behandlung warteten. Dass Bel und Ali mit der Zeugung des Kindes warten sollten, liegt also daran, dass die Existenz für das Kind in einem höheren Maße gut wäre, als die Existenz für das Kind gewesen wäre, das sie andernfalls gezeugt hätten. Durch das Warten wird mehr von dem erzeugt, was gut für Individuen ist. Und warum sollten Ali und Bel ganz auf die Zeugung eines Kindes verzichten, wenn das Kind ein schlechtes Leben hätte? Schlicht deshalb, weil das Leben für dieses Kind *schlecht* wäre. In beiden Fällen ist die Bedingung erfüllt, dass die jeweiligen Zustände gut oder schlecht für Individuen sind. Der Nutzen, der durch die Existenz der Kinder erzeugt wird, ist folglich moralisch relevant. Und er ist es genau deshalb, weil der

Nutzen gut oder schlecht für die Kinder ist.

Allerdings teilt die absolut personenbetreffende Sichtweise eine Schwäche mit der impersonellen: sie impliziert die *Repugnant Conclusion*, zumindest wenn wir die Maximierung der Nutzensumme voraussetzen. Da dem *absoluten* Wert für die Individuen moralische Relevanz zukommt und die Summe an absolutem Wert für Individuen in Zustand Z höher ist als in Zustand A, ist Z besser als A. Unter bestimmten Umständen hätten wir dann auch wieder Pflichten Kinder zu zeugen.

5 Unterschiedliche Sichtweisen der moralischen Relevanz von Nutzen

Der impersonelle Utilitarismus behandelt Individuen als bloße Container für Nutzen. Der enge personenbetreffende Utilitarismus führt zum Problem der Nicht-Identität und des Leidens. Die Versuche eines weiten personenbetreffenden Utilitarismus gehen mit erheblichen theoretischen Kosten einher und lösen die Probleme nur teilweise. Ein absolut personenbetreffender Utilitarismus vermeidet den Container-Einwand, löst das Problem der Nicht-Identität und des Leidens, aber impliziert die *Repugnant Conclusion* und Zeugungspflichten.

Alle genannten Sichtweisen werden in der gegenwärtigen Debatte vertreten. Sie alle haben gewisse Vor- und gewisse Nachteile. Keine der Sichtweisen kann alle Probleme der Populationsethik vollumfänglich lösen. Das ist jedoch nicht verwunderlich. Wie Gustaf Arrhenius ausführlich gezeigt hat, stehen diverse plausible Annahmen in Fällen variabler Populationen miteinander im Widerspruch (vgl. Arrhenius 2000a und 2000b). Es ist nicht möglich, alle Bedingungen, die typischerweise an eine plausible Theorie variabler Populationen gestellt werden, zu erfüllen. Wir müssen mindestens eine unserer Intuitionen aufgeben. Wie sollten wir das bisherige Ergebnis der Debatte dann verstehen und wie könnte es weitergehen?

Es ist hilfreich, an dieser Stelle einen Schritt zurückzugehen und danach zu fragen, welcher Aspekt des Utilitarismus (und letztlich jeder Moraltheorie, für die Wohlergehen oder Nutzen zählt) in Frage steht. Wir können die Debatte als eine Diskussion darüber verstehen, worin der Wert von Nutzen oder Wohlergehen begründet ist und inwiefern er moralisch relevant ist. Dabei gilt es zunächst, zwischen zwei grundlegenden Sichtweisen zu

unterscheiden. Entweder Nutzen ist moralisch relevant, weil Nutzen schlicht wertvoll (engl.: *good simpliciter* oder *good period*) ist – die impersonelle Sichtweise über die moralische Relevanz von Nutzen (vgl. Parfit 1984: 370–371. S. auch Moore 1993 [1903]: 154, Regan 2004, Hurka 2021). Oder aber Nutzen ist moralisch relevant, weil Nutzen Wert für Individuen hat – die personenbetreffende oder personelle Sichtweise über die moralische Relevanz von Nutzen (vgl. Holtug 2004: 131 and 2010: ch. 6; Temkin 2012: 413; Parfit 2017: 123–124; Adler/Holtug 2019: 105.)

Welche Sichtweise ist plausibler? Wie in Abschnitt 2 gezeigt, ist die impersonelle Sichtweise mit dem Container-Einwand konfrontiert. Der Container-Einwand könnte zwar zurückgewiesen werden mit der Begründung, dass Individuen selbst keine moralische Relevanz zukäme und dass sie tatsächlich unwichtig würden, wenn wir Nutzen freischwebend oder mithilfe von Windmühlen produzieren könnten. An dieser Stelle hätten wir jedoch eine so tiefe Meinungsverschiedenheit erreicht, dass sie wohlmöglich nicht mehr argumentativ entscheidbar ist. Im Folgenden wird deshalb nachgezeichnet, welche Optionen bleiben, wenn wir die impersonelle Sichtweise verwerfen.

Die personelle Sichtweise – dass Nutzen deshalb moralisch relevant ist, weil Nutzen Wert für Individuen hat – kann dadurch weiter spezifiziert werden, dass geklärt wird, was genau mit ‚Wert für Individuen‘ gemeint ist bzw. wie genau wir den personellen Wert des Nutzens verstehen sollten. Die in den Abschnitten 1, 3 und 4 genannten Varianten unterscheiden sich eben in jenem Verständnis.

Der Personenbetreffenden Bedingung liegt folgende Idee zu Grunde: Nutzen ist deshalb moralisch relevant, weil Nutzen für Individuen *besser* oder *schlechter* ist. Demnach ist der moralisch relevante Wert des Nutzens ein *komparativer* (vgl. Narveson 1967 und 1973). Wie in Abschnitt 1 gezeigt, läuft das jedoch darauf hinaus, dass dem Nutzen von all denjenigen Individuen, die nur in einem der zu vergleichenden Zustände existieren – oder die nur als Konsequenz einer der möglichen Handlungen existieren – keine moralische Relevanz zukommt. Deshalb ist dieses *personell komparative* Verständnis von Nutzen mit dem Problem der Nicht-Identität und des Leidens konfrontiert.

Die weiten personenbetreffenden Sichtweisen aus Abschnitt 3 stellen Variationen des personell komparativen Verständnisses dar. Die erste Variante erlaubt, dass personell

komparativer Wert durch den Vergleich mit Nicht-Existenz gewonnen werden kann und dass diesem Wert moralische Relevanz zukäme (vgl. Holtug 2004 und 2010: Kap. 5 und 6). Die zweite Variante behauptet, dass auch *interpersonell* komparativem Wert moralische Relevanz zukäme (vgl. Bader 2022). Auch Kombinationen dieser beiden Varianten sind möglich (vgl. Meacham 2012). Wie wir in Abschnitt 3 gesehen haben, können diese Varianten die Probleme des *intrapersonell* komparativen Verständnisses zwar (teilweise) lösen, sie gehen aber mit erheblichen theoretischen Kosten einher.

Schließlich kann Nutzen auch insofern moralisch relevant sein, als dass Nutzen – wenn auch nicht *besser* oder *schlechter*, so doch – *gut* oder *schlecht* für Individuen ist (vgl. Parfit 2017). Dieses *personell absolute* Verständnis der moralischen Relevanz des Nutzens umgeht den Container-Einwand und löst die Probleme der Nicht-Identität und des Leidens. Allerdings führt es für die utilitaristische Maximierungsfunktion von Nutzen zur *Repugnant Conclusion* und impliziert Zeugungspflichten.

Die folgende Grafik fasst die unterschiedlichen Verständnisse davon, warum Nutzen moralisch relevant ist, zusammen.

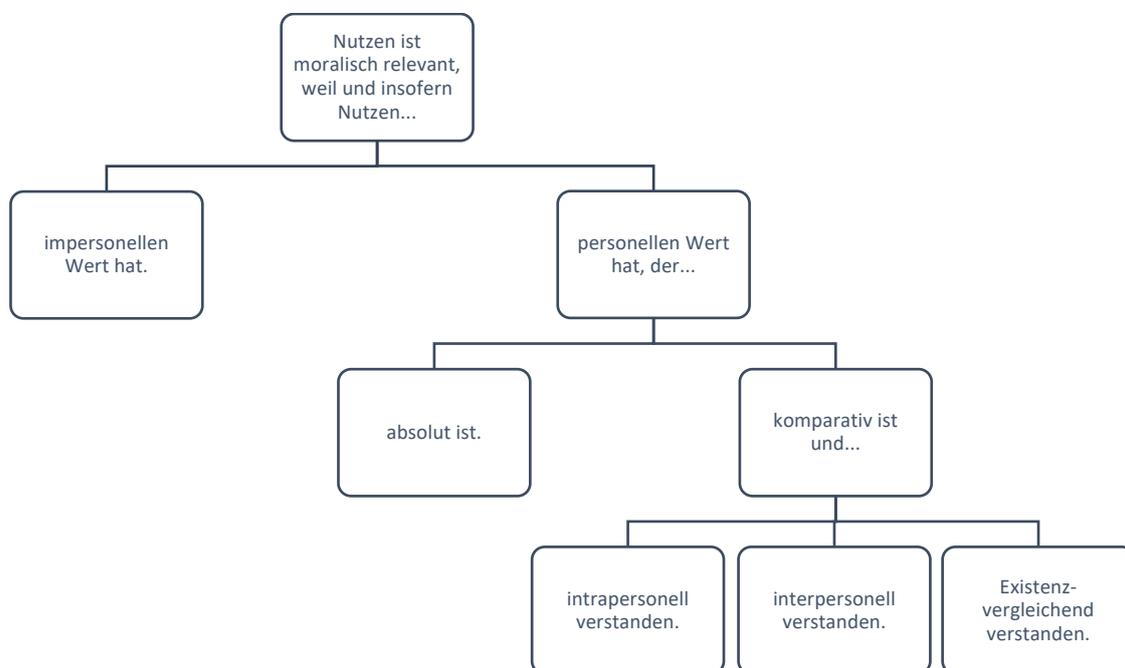


Abbildung 2: Sichtweisen über die moralische Relevanz von Nutzen

Das Verständnis der Kontroverse als eine darüber, wie wir die moralische Relevanz von Nutzen verstehen sollten, eröffnet neue Möglichkeiten. Die Personenbetreffende Bedingung aus Abschnitt 1 wird typischerweise als notwendige Bedingung darüber formuliert, wann ein Zustand besser oder schlechter sein kann. Wir können den intrapersonell komparativen Wert von Nutzen jedoch auch als lediglich einen unter anderen moralisch relevanten Werten verstehen. Analoge Konstruktionen der anderen Sichtweisen erlauben dann plurale Positionen darüber, warum und inwiefern Nutzen moralisch relevant ist. Anstatt die Lösungen für alle Probleme in nur einer Sichtweise zu suchen, könnten die jeweiligen Intuitionen wohlmöglich aus unterschiedlichen Verständnissen der moralischen Relevanz des Nutzens herrühren. Sollte das so sein, dann hätten wir gute Gründe, mehrere Verständnisse zu kombinieren. Die argumentative Arbeit, die dafür von Nöten ist, kann hier nicht umfänglich geleistet werden. Ein Beispiel soll aber die Idee verdeutlichen.

Nehmen wir beispielsweise das intrapersonell komparative Verständnis von Nutzen, das der Personenbetreffenden Bedingung zu Grunde liegt. Aus den folgenden Gründen scheint es plausibel, die moralische Relevanz zumindest teilweise intrapersonell komparativ zu verstehen. Erstens fasst das intrapersonell komparative Verständnis den intuitiven Begriff von Vorteilen und Schäden für Individuen: eine Handlung schadet einem Individuum dann, wenn das Individuum schlechter dasteht, als es ihm alternativ ergangen wäre. Zweitens scheint das intrapersonell komparative Verständnis dem weithin akzeptierten Pareto-Prinzip zu Grunde zu liegen: Ein Zustand ist besser, wenn er für niemanden schlechter und für jemanden besser ist als die Alternative. In beiden Fällen sind die Gewinne und Verluste für Individuen – der intrapersonell komparative Wert des Nutzens – moralisch ausschlaggebend.

Ebenso scheint dem personell absoluten Verständnis von Nutzen moralische Relevanz zuzukommen. Unter den personellen Sichtweisen ist es das einzige, das sowohl das Problem der Nicht-Identität als auch das Problem des Leidens lösen kann, ohne dabei auf die kontroverse These festgelegt zu sein, dass Existenz für Individuen besser sein könne als Nicht-Existenz. Das personell absolute Verständnis hat folglich gegenüber sowohl dem interpersonell komparativen Verständnis als auch denjenigen, die erlauben, intra- oder

interpersonell komparativen Wert aus Vergleichen mit Nicht-Existenz zu gewinnen, entscheidende Vorteile.

Nehmen wir beispielhaft an, dass beide skizzierten Argumentationen erfolgreich sind, ergäbe sich folgendes Bild: Nutzen ist in zweierlei Hinsicht moralisch relevant, nämlich insofern Nutzen gut oder schlecht *und* insofern Nutzen besser oder schlechter für Individuen ist. Diese *duale* Sichtweise betrachtet also sowohl den komparativen als auch den absoluten Wert, den Nutzen für bestimmte Individuen hat, als moralisch relevant. Sie vermeidet den Container-Einwand und löst die Probleme der Nicht-Identität und des Leidens. Sie kann auch erklären, warum wir intuitiv die *Repugnant Conclusion* und Zeugungspflichten für falsch halten. Denn aus der Perspektive des intrapersonell komparativen Verständnisses von Nutzen, ist Zustand Z nicht besser als Zustand A und wird einen Zustand durch das in-Existenz-Bringen eines Individuums nicht besser. Die Ablehnung der *Repugnant Conclusion* und der Zeugungspflichten, so könnte man behaupten, beruht darauf, dass wir übersehen haben, dass auch der absolute Wert individuellen Nutzens moralisch relevant ist. Und das wiederum wäre keine Überraschung, denn solange wir nur unveränderliche Populationen betrachten, fallen beide Verständnisse der Relevanz von Nutzen notwendig zusammen: in festen Populationen fällt für jede Erhöhung an absolutem Wert für ein Individuum ein proportionaler Gewinn für das Individuum an. Erst wenn wir in unsere Überlegungen einbeziehen, dass unsere Handlungen die Identität und die Anzahl zukünftiger Menschen verändern können, eröffnet sich die Möglichkeit, dass absoluter Wert und komparativer Wert für Individuen auseinanderfallen; erst dann kann es eine Veränderung des absoluten Wertes geben, ohne dass es einen proportionalen Gewinn oder Verlust für ein Individuum gäbe.

Was würde die duale Sichtweise für den Utilitarismus bedeuten? Die duale Sichtweise führt zu der Position, dass für die Maximierung von Nutzen sowohl der komparative als auch der absolute Wert für Individuen zählt. In Fällen variabler Populationen kann es hier zum Konflikt kommen. Eine vollständige utilitaristische Position müsste dafür klären, wie komparativer und absoluter Wert gegeneinander gewichtet würden, beispielsweise durch einfache Aufsummierung oder mithilfe komplizierterer Abhängigkeitsverhältnisse der zwei Verständnisse von Nutzen. Die Populationsethik eröffnet dem Utilitarismus (und auch

jeder anderen Moraltheorie) deshalb noch völlig neue, bisher kaum beschrittene Forschungsfelder.

Literatur

- Adler, Matthew D. und Nils Holtug. 2019. Prioritarianism: A Response to Critics. *Politics, Philosophy & Economics* 18 (2): 101–144.
- Arrhenius, Gustaf. 2000a. *Future Generations: A Challenge for Moral Theory*. Uppsala University.
- Arrhenius, Gustaf. 2000b. An Impossibility Theorem for Welfarist Axiologies. *Economics and Philosophy* 16 (2): 247–266.
- Arrhenius, Gustaf, and Wlodek Rabinowicz. 2015. The Value of Existence. In *Oxford Handbook of Value Theory*, Hrsg. Iwao Hirose und Jonas Olson, 425–443. Oxford: Oxford University Press.
- Bader, Ralf M. 2022. Person-Affecting Utilitarianism. In *Oxford Handbook of Population Ethics*, Hrsg. Gustaf Arrhenius, Krister Bykvist, Tim Campbell und Elizabeth Finneron-Burns, 251–270. Oxford: Oxford University Press.
- Broome, John. 1993. Goodness Is Reducible to Betterness: The Evil of Death Is the Value of Life. In *The Good and the Economical: Ethical Choices in Economics and Management*, Hrsg. Peter Koslowski und Yuichi Shionoya, 70–84. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Broome, John. 1999. *Ethics out of Economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bykvist, Krister. 2007. The Benefits of Coming into Existence. *Philosophical Studies* 135 (3): 335–362.
- Chappell, Richard Yetter. 2015. Value Receptacles. *Noûs* 49 (2): 322–332.
- Fleurbaey, Marc und Alex Voorhoeve. 2015. On the Social and Personal Value of Existence. In *Weighing and Reasoning: Themes from the Philosophy of John Broome*, Hrsg. Iwao Hirose und Andrew Reisner, 95–109. Oxford: Oxford University Press.
- Harman, Elizabeth. 2004. Can We Harm and Benefit in Creating? *Philosophical Perspectives* 18 (1): 89–113.
- Holtug, Nils. 1999. Utility, Priority and Possible People. *Utilitas* 11 (1): 16–36.

- Holtug, Nils. 2001. On the Value of Coming into Existence. *The Journal of Ethics* 5 (4): 361–384.
- Holtug, Nils. 2004. Person-Affecting Moralities. In *The Repugnant Conclusion*, Hrsg. Torbjörn Tännsjö und Jesper Ryberg, 129–161. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers.
- Holtug, Nils. 2010. *Persons, Interests, and Justice*. Oxford: Oxford University Press.
- Huemer, Michael. 2008. In Defence of Repugnance. *Mind* 117 (468): 899–933.
- Hurka, Thomas. 2021. Against “Good for”/”Well-Being”, for “Simply Good”. *The Philosophical Quarterly* 71 (4): 803–822.
- McMahan, Jeff. 2013. Causing People to Exist and Saving People’s Lives. *The Journal of Ethics* 17 (1–2): 5–35.
- McMahan, Jeff. 1981. Problems of Population Theory. *Ethics* 92 (1): 96–127.
- Meacham, Christopher J. G. 2012. Person-Affecting Views and Saturating Counterpart Relations. *Philosophical Studies* 158 (2): 257–287.
- Narveson, Jan. 1967. Utilitarianism and New Generations. *Mind* 76 (301): 62–72.
- Narveson, Jan. 1973. Moral Problems of Population. *The Monist* 57 (1): 62–86.
- Parfit, Derek. 1984. *Reasons and Persons*. Oxford: Oxford University Press.
- Parfit, Derek. 2010. Energy Policy and the Further Future. The Identity Problem. In *Climate Ethics: Essential Readings*, Hrsg. Stephen M. Gardiner, Simon Caney, Dale Jamieson und Henry Shue, 112–121. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Parfit, Derek. 2017. Future People, the Non-Identity Problem, and Person-Affecting Principles. *Philosophy & Public Affairs* 45 (2): 118–157.
- Regan, Donald H. 2004. Why Am I My Brother’s Keeper? In *Reason and Value: Themes from the Moral Philosophy of Joseph Raz*, Hrsg. R. Jay Wallace, Philip Pettit, Samuel Scheffler and Michael Smith, 202–230. Oxford University Press.
- Roberts, Melinda A. 2003. Can It Ever Be Better Never to Have Existed At All? Person-Based Consequentialism and a New Repugnant Conclusion. *Journal of Applied Philosophy* 20 (2): 159–85.
- Sidgwick, Henry. 1981. *The Methods of Ethics*. Neuaufl. d. 7. Aufl. Indianapolis/Cambridge: Hackett Publishing Company.

- Tännsjö, Torbjörn. 2002. Why We Ought to Accept the Repugnant Conclusion. *Utilitas* 14 (3): 339–359.
- Temkin, Larry S. 2012. *Rethinking the Good: Moral Ideals and the Nature of Practical Reasoning*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Zuber, Stéphane, Nikhil Venkatesh, Torbjörn Tännsjö, Christian Tarsney, H. Orri Stefánsson, Katie Steele, Dean Spears, Jeff Sebo, Marcus Pivato, Toby Ord, Yew-Kwang Ng, Michal Masny, William MacAskill, Nicholas Lawson, Kevin Kuruc, Michelle Hutchinson, Johan E. Gustafsson, Hillary Greaves, Lisa Forsberg, Marc Fleurbaey, Diane Coffey, Susumu Cato, Clinton Castro, Tim Campbell, Mark Budolfson, John Broome, Alexander Berger, Nick Beckstead und Geir B. Asheim. 2021. What Should We Agree on about the Repugnant Conclusion? *Utilitas* 33 (4): 379–383.